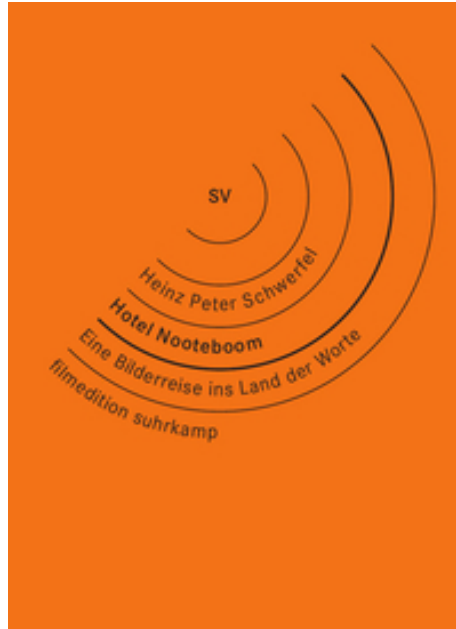


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nootboom, Cees
Hotel Nootboom

Eine Bilderreise ins Land der Worte
96 Minuten. Farbe

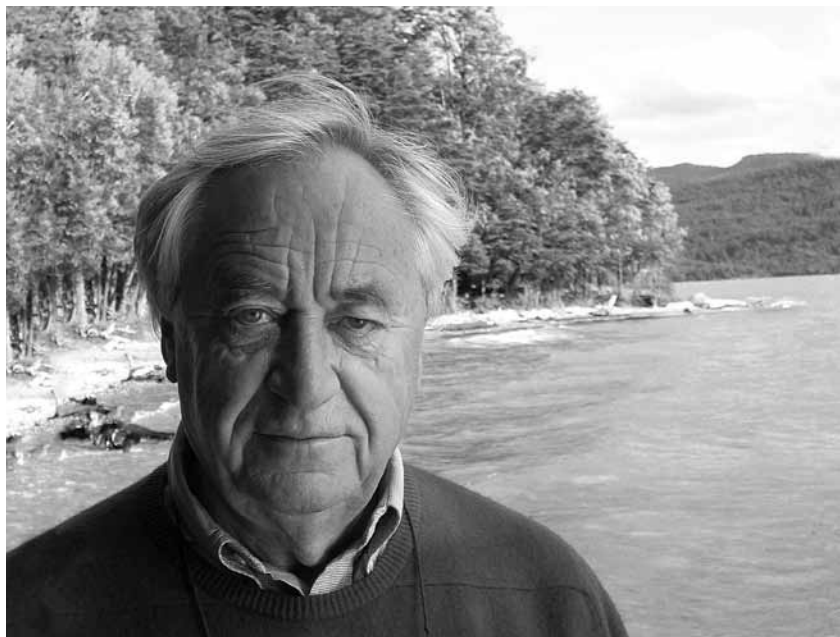
© Suhrkamp Verlag
filmedition suhrkamp 25
978-3-518-13525-9

Heinz Peter Schwerfel

Hotel Nooteboom

Eine Bilderreise ins Land der Worte

Suhrkamp



Cees Nooteboom

Nootebooms Hotel 1

Eine Geschichte über Hotels kann natürlich nur in einem Hotel geschrieben werden. Ein Hotel ist eine Welt für sich, ein umgrenztes Territorium, ein *claustrum*, ein Ort, den man freiwillig betritt. Die Gäste halten sich hier nicht zufällig auf, sie sind Mitglieder eines Ordens. Ihr Zimmer, ob ärmlich oder luxuriös, ist ihre Zelle. Wenn sie die Tür dieses Zimmers hinter sich schließen und sich an deren *Innenseite* befinden, dann haben sie sich aus der Welt zurückgezogen. Das Hotel, in dem über Hotels geschrieben werden soll, muß sorgfältig ausgewählt werden. Ich habe das Ritz in Barcelona dafür ausgesucht, doch ich hätte auch Brown's in London, Santa Luzia in Viana do Castello, Reid's auf Madeira, Hofman in Bandung oder das Albergo Nazionale in Rom nehmen können. Was sie gemein haben, ist ein Geruch vergangener Zeiten, der mir gefällt. Altmodische Wasserhähne, die nicht immer funktionieren, ein Portier, den man sich als Vater gewünscht hätte, Farben, die nicht mehr in Mode sind, Spiegel in Hülle und Fülle, Farbe, die hie und da etwas abblättert, haarfeine Sprünge im Porzellan, die Spuren Hunderttausender von verschwundenen Schuhen im Gewebe der Teppiche, ein Lift, der kurz, aber bestimmt zögert, bevor er sich in die Lüfte erhebt, das Zimmer, das durch seine Stille die Vorstellung aller anderen Zimmer verdrängt. Das Zimmer, in dem ich mich gerade aufhalte, ist im blassesten Grönland-Grün gehalten und hat die Nummer 523. Manchmal denke ich, daß alle Zimmernummern aller Hotels, in denen ich in meinem Leben gewohnt habe, zusammengezählt eine kodierte Mitteilung über mein Schicksal und mein Wesen enthalten, doch diese kabbalistische Zahl, die es ja geben muß, werde ich nie kennen, da ich die Nummern nicht notiert habe. Unglaube rächt sich.


Für jemanden, der ganze Monate im Jahr in Hotels verbringt, ha-



be ich eine verhängnisvolle Eigenschaft: Ich habe Angst vor Hotelbränden. Wann das genau angefangen hat, weiß ich nicht mehr, aber ich erinnere mich an die Filmbilder von einem Hotelbrand in Tokio. Herabstürzende Körper, winkende Menschen, die niemandem winken wollten, sich bauschende Gardinen, zusammengeknottete Betttücher, die in einen Abgrund zeigten, Rauchwolken. Vor zwei Jahren bin ich dem Großfeuer im Corona de Aragón in Zaragoza nur um einen Tag entgangen. Die Witwe Francos wurde gerettet, mehrere Offiziere blieben im Swimmingpool auf dem Dach, bis die Hubschrauber kamen, aber es gab 81 Tote. Die Fotos waren in den spanischen Zeitungen abgebildet und tauchen manchmal in meinen Alpträumen auf. Ich sehe Hotelbrände in der Zeitung, wie jemand, der Angst vor dem Fliegen hat, jede Flugzeugkatastrophe eher sieht als andere Nachrichten, als Bestätigung für die Rationalität seiner Angst. Fürs Fliegen gibt es aber beruhigende Statistiken, für Hotelbrände nicht. Trotzdem gehe ich nicht so weit wie einer meiner Freunde, der stets ein langes Seil mit Knoten und einem eisernen Haken bei sich hat. Amor fati.

Die Ursache des Brandes in Zaragoza war eine Flamme, die beim Backen von *churros*, jener länglichen ölgebackenen Krapfen, die Spanier zum Frühstück essen, in die Pfanne geschlagen war. Es gefällt mir nicht, daß mein Schicksal davon abhängig sein könnte, und so lese ich immer als erstes die Sicherheitsvorschriften. Die im Ritz sind beruhigend, und sei es nur aus dem Grund, weil sie auf katalanisch abgefaßt sind, eine Sprache, die ich nicht sprechen, aber wenigstens lesen kann. Dadurch erhalten die Feuerverhütungsvorschriften etwas von einem Palimpsest, einer Mahnung in einer toten

Sprache, so daß man meinen könnte, der potentielle Brand, von dem hier die Rede ist, habe sich möglicherweise irgendwann einmal im Reich der Mitte ereignet, nicht jetzt, nicht hier. Ich brauche jedenfalls keine Angst mehr davor zu haben. »Non perdue la serenitat«, steht da, »verlieren Sie Ihre Gelassenheit nicht.« Von Gästen des Ritz wird offenbar nicht nur verlangt, daß sie diese Eigenschaft von Haus aus besitzen, sondern auch, daß sie ihnen beim Entdecken eines Brandherds nicht abhanden kommt. Gut. »No correu, ni crideu« – »Schreien Sie nicht und rennen Sie nicht.« Schweigend, beherrscht, gemessenen Schrittes entferne ich mich vom Brandherd. »Si es cala foc a la vostra roba, estireuvos a terra i rodoleu.« Das Englische ist hier etwas weniger verhalten. »Wenn Ihre Kleidung Feuer fängt, *stop, drop and roll.*« *Stop, drop, rock and roll.* »En cas de molt fum, gategeu.« Darüber mußte ich kurz nachdenken. »Im Falle starker Rauchentwicklung, *gategeu?*« Man ersetze g durch k, lasse den Rest weg, und schon hat man's: Bewege dich wie eine Katze, *on all fours.* Wie man dann die Tür aufbekommen soll, wird nicht gesagt, doch vielleicht soll man sie ja gar nicht öffnen, sondern schweigend und beherrscht das unvermeidliche Ende erwarten. *Ecrivain fumé au Ritz.*

LES HOTELS SALAM	E N° 004376
AGADIR TAROUDANT - GOULIMINE	
M. <u>NOOTEBOM</u>	<u>Garage</u>
Chambre N° <u>324 325</u>	DH <u>2,00</u>
Total Service et Taxe compris	LE CAISSIER
Date <u>18-11-78</u>	

Es gibt, sehe ich, als ich um mich schaue, schlechtere Orte zum Sterben. Der Teppich hat die Farbe rostigen Eisens. Links vom Bett befindet sich eine große, helle Schranktür, an der ein mannshoher Spiegel angebracht ist. Gemeinsam öffnen sie sich zum Bett hin. Man kann sich also selbst in einsamer Pracht daliegen sehen oder auch, wenn es sich so ergibt, in Gesellschaft als *tableau vivant érotique*. Das überläßt das Ritz seinen Gästen. Man kann die Schranktür natürlich auch einfach nicht öffnen. Und doch läßt diese Tür mir keine Ruhe. Bin ich nun pervers oder derjenige, der in edwardianischer Zeit dafür sorgte, daß sie sich zum Bett hin öffnete? Seit der Erbauung des Ritz haben meiner Schätzung nach mehr als 50 000 Menschen dieses Zimmer bevölkert. Statistisch gesprochen, dürfte dieser Spiegel also einiges gespiegelt haben, doch er schweigt wie das Grab, in dem bereits so viele jener Gäste verschwunden sind.

Die Heizung wurde von der Firma Guitart hergestellt. Sie hat vier Lamellen, und ich schätze sie auf 1912. Wahrscheinlich tickt sie im Winter. Die Klimaanlage ist jünger, aber auch schon sehr alt. Als ich sie einschalte, röhrt sie wie eine DC-3, dann beruhigt sie sich und ahmt das entfernte Seufzen eines Ozeandampfers nach. Im Halbschlaf denke ich, daß ich mich auf einem Schiff befinde, doch von wo nach wo?

Der Papierkorb ist der erste regelrechte Anachronismus. Er ist aus Plastik, bronzefarben. Ich mag ihn nicht, also gebe ich ihm nichts. Schösser und Griffe dagegen sind aus Messing. Im Flur vor dem Badezimmer befindet sich eine kleine Tür, die mir bis zu den Lenden reicht. Als ich sie öffne, sehe ich die Eingeweide des Hotels, gluckernde Rohre, Seufzen und Rascheln aus der Unterwelt, und, sehr pikant, die Toilettenpapierrolle meines Nachbarn von unten. An der Lampe merke ich wieder einmal, daß Schreiben einfacher ist als Beschreiben. Aus einem rosettenartigen metallenen Gegenstand, für den ich keinen Namen weiß, hängt sie an drei Strippen von der Decke, wie eine umgedrehte Vase, gefüllt mit Licht. Die drei Strippen, um bei dieser Bezeichnung zu bleiben, sind an einem Band (?)



EASTERN & ORIENTAL HOTEL (1951) SDN BHD. PENANG, MALAYSIA
10 Farquhar St. Phone 63543 (5 lines) Cables: HOTELEANDO Penang Telex: EANDO MA 40270

aus Metall mit kleinen Riffeln, Schleifen und anderen dem Anschein nach sinnlosen Ornamenten befestigt. Und doch hat jemand sich das alles ausgedacht, und nicht nur das, auch *entworfen*. Wer? Ein Toter, soviel ist sicher. Namenlos gestorben, in einer Lampe fortlebend. An ihrem unteren Ende hängt eine eigenartig stilisierte Frucht in einem Ring aus 12 (ja, zwölf, ein ausgewachsener Mann ist aufgestanden, um sie zu zählen) Dreiecken.

Bar, Bett, Balustraden, Bad. Rechts vom Bett, neben der ovalen kleinen Lampe mit dem Messingfuß, das Telefon. Bleich, beige, Plastik. Und blind, denn es trägt keine Zahlen. Wenn man abnimmt, schluckt es kurz. Dann ertönt ein verschwommenes, ozeanisches Rauschen und, wenn man Glück hat, eine spanische Stimme, die sagt »diga-me!« – »sag's mir!« Sag mir was? Was für Spanier ein normaler Ausdruck ist, wenn man den Hörer abnimmt, drückt für mich das Wesen eines Hotels aus. Natürlich gibt es Hotels mit und ohne Telefon im Zimmer, und es gibt Hotels, in denen das Telefon nicht abgenommen wird oder schlichtweg nicht funktioniert, aber die Essenz eines Hotelaufenthalts, der Kern, ist, daß du »sie«, das heißt: die anderen, um etwas bitten kannst und »sie« dich nicht. Am anderen Ende des Telefons befinden sich Wasser, Essen, Personal, Informationen. Keiner von all diesen Unsichtbaren am anderen Ende der Leitung wird auf die Idee kommen, mich anzurufen und zu bitten, ihm die Schuhe zu putzen, einen Whisky oder ein Mineralwasser zu bringen, Karten für die Oper zu besorgen, eine Verbindung nach Athen herzustellen. Ich hingegen darf das alles, ich habe es *gekauft*, weil ich das Recht gekauft habe, diese Nacht in Zimmer 523 zu verbringen. Manchmal schlagen sie zurück, um halb sechs in

der Früh, weil ich sie darum gebeten habe, da ich irgendein abstraktes Flugzeug erreichen muß. Dann stellt sich kurzzeitig diese Panik mitten im tiefsten Schlaf ein, die Hand tastet nach dem alarmierenden Geräusch, und die Stimme von jemandem, der schon viel länger auf ist, ruft mit einer gewissen Perfidie: »Guten Morgen! Es ist halb sechs!« Es gibt noch schlimmere Möglichkeiten. Dann hat der Besitzer dieser frohgemuten Stimme sich vertan, die Botschaft ist zwar richtig (es ist halb sechs), aber sie war nicht für dich bestimmt.

Wer bevölkert Hotels, außer den Leuten, die *zum Vergnügen* verreisen? Politiker, Beamte, Schachspieler, Kaufleute, Vertreter, Musiker, Bankiers, Journalisten. Das sind bei weitem nicht alle, aber es sind die Hauptkategorien. Ihnen ist gemeinsam, daß sie, wieder allgemein gesprochen, zu Hause nicht allein sind, im Hotel hingegen schon. Dieses Problem wird mit einer Zeitung, einem Buch, mit Alkohol, mit zufälligen oder bestellten Begegnungen gelöst, oder es wird nicht gelöst. In wie vielen Hotels ich schon gewohnt habe, weiß ich nicht mehr. Der Fotograf Eddy Posthuma de Boer, mit dem ich viele Reisen gemacht habe, notiert sich immer: mit wem, wo, wann, welche Zimmernummer. Als eine Zeitung mich bat, ein Hotel zusammenzustellen aus allen Hotels, in denen ich je war, oder besser gesagt, aus dem, was mir an diesen Hotels am meisten gefallen hat, habe ich mich gesträubt und gesagt, das würde ein snobistisches Exerzitium, denn das Scheußlichste läßt man weg, wenn man das ideale Hotel baut. Und außerdem würde das Ding größer werden als Lelystad, ich bin schließlich achtundvierzig und reise schon mein halbes Leben lang. Meine Einwände verfangen nicht.

Also bin ich die vielen Stufen in meine schemenhafte Erinnerung hinabgestiegen, und genauso war es auch: schemenhaft. Ein Labyrinth von Zimmern mit Nummern auf der Tür, Zimmer, hinter deren Fenstern es schneit, in denen ich aber trotzdem in Tropenkleidung herumlaufe, Balkone, die nicht an die Fassaden passen, Flure mit unleserlichen Aufschriften, Lounges mit einer Tiefebene zur ei-

nen und einem Hochgebirge zur anderen Seite, freundliche asiatische Ober an zugefrorenen Flüssen, Lifte, die auf dem Dach enden, Chaos. Um zumindest einen ganz kleinen Anhaltspunkt in diesem Labyrinth zu haben, bat ich Posthuma de Boer um eine Aufstellung der Hotels, in denen wir *zusammen* waren. Er schickte mir folgende Liste: Sucre Palace Hotel, La Paz – Grand Hotel Bamako, Mali – Motel Sevaré, Mopti – Terminus, Niamey, Niger – Los Almohades, Agadir – Hotel Salam, Taroudant – Hotel du Sud, Tinerhir – Hotel Mamounia, Marrakesch – Hotel Boumian, Les Saintes Maries de la Mer – Hotel Jules César, Arles – Hotel Semiramis, Puerto de la Cruz – Hotel Mencey, Santa Cruz de Tenerife – Arrecife Grand Hotel, Arrecife, Lanzarote – Hotel Victoria, Madrid – Hotel Cruzeiro, Bragança – Atlantic Hotel, Banjul, Gambia – Apollo Hotel, Banjul, Gambia – Palmeras Playa, Teneriffa – Hotel Mayantigo, Santa Cruz de la Palma – Pacific Hotel, Tokio – Royal Hotel, Osaka – Hagi Grand Hotel, Hagi – Traveller's Inn Hotel, Anchorage, Alaska – Dai-Ichi Shimbasi Hotel, Tokio, aber jetzt, da ich die Liste heruntertippe wie eine Litanei vergangener Tage, merke ich auch, daß sie nicht vollständig ist, denn wo sind Lima, Brasilia, Bahia de San Salvador, wo ist das Copacabana in Rio, das Tusculum in Berlin, das Michelet-Odéon in Paris? Und wo das Eastern & Oriental in Penang, das jetzt namenlose, niedrige Gebäude in Malakka, wo wir die Gräber von verstorbenen Vätern der Vereinigten Ostindischen Kompanie aufsuchten, wo ist dieses Un-Hotel, das Hyatt in Kuala Lumpur, und wo sind die idiotischen, überdimensionalen Säle des Raffles in Singapur, in denen die *kipah's* an den Decken die heiße Luft herumwirbeln, als stünden auf dem Boden darüber einmotorige Flugzeuge auf dem Kopf?

Gut, das ideale Hotel, Nootebooms Hotel, Paradiesstraße 1, Shangri La, Ultima Thule, neben dem Restaurant Chez God. Liegestühle auf elysäischen Rasen in Allahs Garten, Polareis, das in Gläsern mit Nektar klirrt, Buddhas unter den heiligen Bo-Bäumen,



1114 POST ROAD, GREENWICH, CONNECTICUT, TELEPHONE: NEPTUNE 7-3691

Huris mit gefüllten Tauben auf ziselierten Erté-Tablets, und das alles verpackt in galaktische Stille. So ungefähr? Vielleicht sollte ich doch besser andersherum beginnen, mit dem, was ich *nicht* will. Nicht das Murmeln des Nachbarn, nicht die Spuren von anderer Leute Lüsten noch die Geräusche derselben, nicht die Zimmer, in denen jemand *wahrscheinlich* Selbstmord begangen hat, nicht das Folterinstrument *gutta cadendo* aus dem tropfenden Wasserhahn und die axiomatische Gewißheit, daß der nächste Tropfen auch kommt, und der nächste, und der nächste. Das alles *nicht*. Nicht die Masseurin in Bangkok, die zu ungelegener Stunde an die Tür klopft und sagt: »Sir, you speak me come?« Nicht die Verführung des Kühlschranks mit dem falschen Bier und dem richtigen Whisky. Nicht das Geräusch des Staubsaugers auf dem Flur, das an *Arbeit* erinnert. Nicht das Morgenlicht, das wie ein Laserstrahl in die Freudschen Gefilde eindringt, in denen ich gerade weile, weil es für mich noch Nacht ist. Nicht das Gespräch zwischen zwei Frauenstimmen mittleren Alters in einem Dialekt aus *Finnegan's Wake*, in dem ich verspottet werde, weil ich noch im Bett liege. Kein Fernseher. Kein Fernseher? Und das nennt sich Journalist? Kein Fernseher! Und all die Male, die man nachts in einem Motel in Nevada oder Arizona ... KEIN FERNSEHER! Einsamkeit, Stille, Meditation, Schlaf. Dafür habe ich bezahlt.

Wo beginnt das Territorium eines Hotels? Hier im Ritz erstrecken sich die Hoheitsgewässer, soweit der Portier blicken kann. Er ist schön, gut geschnittene Uniform, Farbe Café au lait, elegante un-deutsche Mütze, Weste, weiße Fliege. Sein Blick reicht bis weit auf die Gran Via und die Calle Roger de Lluria hinaus und angelt die Taxis aus dem Verkehr. Geringere Götter als er benötigen dafür eine Pfeife. Pfeifen gehören zu Zylindern, zum Palmer House in Chicago, dem Carlton Ritz in Montreal. Keine Pfeifen und Verrenkungen, das wäre eher Fußball. Dann nimmt man besser eine Pension. Der richtige Portier winkt, der Portier *schlechthin* bewegt ein Lid. Und nochmals, der wahre Reisende will nur schlafen. Der Rest ist *circumstance*, und was dann noch bleibt, ist *pomp*. *Pomp* ist das, was stattfindet, wenn jemand anders das Hotel bezahlt. Sie, lieber Leser, haben diese Lounge für mich bezahlt, in der ich jetzt unter einer schwarzgeteerten Flora aus der Schäferinnenzeit Marie Antoinettes sitze, flankiert von zwei Palmen, und über einen persisch gewebten Rasen blicke, auf dem in gepflegten Rabatten bordeauxrote Sessel eines Louis stehen, den es nie gegeben hat. Zerbrechliche alte Damen schlummern still vor sich hin.

Ich schließe die Augen und baue mir das ideale Hotel. Es steht in fünf Jahreszeiten und auf allen vier Kontinenten. Diesen Portier behalte ich, aber wenn er sich umdreht, erschrickt er, denn dann sieht er die Lounge des Royal Grove Hotels in Waikiki, Honolulu. Dieses Hotel wird von der Familie Fong geführt, und deren Mitglieder sitzen entweder an der Rezeption oder sie stehen in dem kleinen Krämerladen nebenan, wo sie die Büchsen mit Corned beef verkaufen, die ich auf meinem einflammigen Gaskocher in Zimmer 26 zubereite. Aber ich nehme nur die Lounge, weil ich dann abends das Gefühl habe, nach Hause zu kommen. »Good evelin, mistel Nuhtbuhm.« Mein Zimmer kommt aus Bali, aber es ist kein Zimmer, sondern eine Hütte. Sie steht einfach auf dem Boden, aber ich steige eine Treppe hinauf, eine Treppe für adlige spanische Füße (manchmal habe ich die), die Treppe des Hotels de los Reyes Católi-



cos in Santiago de Compostela. Können Sie mir noch folgen? Wir sind hinaufgestiegen, von einem Hauch galizischem Herbstwind umweht, aber jetzt sind wir ebenerdig in Bali angekommen, Lechian Beach Hotel, Kuta. Ich höre den Gecko draußen und bin glücklich, weil ich weiß, daß er Glück bringt. Es ist heiß, der *fan* wird von Büffeln angetrieben, und in der Ferne höre ich das Wühlen der starken Brandung. Mitten in der Nacht ste-

he ich auf und schaue, wie ich es immer tue, nach draußen. Nicht, um zu sehen, wo ich bin, sondern um mich zu vergewissern, daß die Welt existiert – und damit auch ich. Eine frühere Generation von Hotels brauchte Wände voller Spiegel dafür. Verlassen Sie mich nicht, auch wenn es merkwürdig ist: Was wir sehen, ist das nächtliche Manhattan und ein Teil des Hafens von New York mit der Freiheitsstatue. Wir stehen in der achten Etage des Bossert Hotels in Brooklyn. Auf der anderen Seite die uneinnehmbare Schlachtordnung von Wolkenkratzern, erleuchtet. Nichts bewegt sich. Eine Untergangsvision: Die Neutronenbombe ist bereits gefallen, doch die Toten haben vergessen, die Lichter zu löschen, bevor sie starben. *Dies war einmal eine kleine niederländische Insel.* Wir sind an allem schuld. Mammon lebt hier und hat sein »memento mori« auf die leeren Türme geschrieben. Ich verstecke mich unter den Laken, warte, bis es Morgen wird, und nehme den Lift des Bristol in Paris nach unten. Das beweist meine Unvollkommenheit, denn es ist ein himmlischer Lift, ausschließlich zum Aufwärtssteigen und dort Ankommen gedacht, von wo man nie wieder fortwill. Doch ich bin

bereits unten und trete aus der Belle Epoque in den morgendlichen tropischen Duft des Gartens des Hotels Village N’Gor in Dakar. Wieder dieser Ozean, ein anderer, derselbe. Die Nacht ist verschwunden mit ihrem schnellen Leichenwagen und hat Tränen auf den breiten Palmblättern zurückgelassen. Bald wird die Sonne ihr Messer tief hineinstecken, doch dann bin ich bereits fort, ich frühstücke im großen Speisesaal des Parador Nacional de la Concordia in Alcañiz. Die mittelalterliche Halle der ummauerten Burg ist leer. Es ist Winter, es schneit in diesem nördlichen Teil Spaniens. Ich bin der einzige Gast und sitze unter der Fahne von Don Alonso de Aragón y de Foix. Kaffee, *churros*, harte süße Kekse. Wie steht es mit dem Monstrum, das ich erbaut habe? Eine große Halle, die im Wohnzimmer der Familie Fong endet, ein Zimmer, hoch über den Zinnen schwebend, ein Lift, der nirgendwo hinführt. Nicht ich, sondern der große italienische Architekt Barbieri hätte dieses Gebäude entwerfen müssen, einer, der nicht schreibt, sondern baut. Was mache ich mit dem Salon von de Infante do Sagres in Porto? Wo sollen meine Gäste Sachertorte essen, wo sollen sie ihren Schlummertrunk trinken, wenn die Bar des Amstel Hotels hier keinen Platz mehr hat? Und wo ist eigentlich meine Fassade? Nachdenklich kaue ich auf meinem *churro* herum – und da höre ich aus weiter Ferne meinen einsamen Koffer rufen. Als ich dem Geräusch nachgehe, komme ich dorthin, wo ich schon war, in Zimmer 523. Es ist hoch, dieses Zimmer, blaßgrün, still. Auf dem glänzenden Tisch steht meine Schreibmaschine, und gemeinsam tun wir, was wir in solchen Räumen immer tun – eine Geschichte schreiben für andere Leute.

(1981)

Cees Nooteboom Im Auge des Sturms

»Der Ursprung des Daseins ist die Bewegung. Folglich kann es darin keine Bewegungslosigkeit geben, denn wäre das Dasein bewegungslos, so würde es zu seinem Ursprung zurückkehren, und der ist das Nichts. Deshalb nimmt das Reisen nie ein Ende, nicht in der höheren und auch nicht in der niederen Welt.« Diese Worte des arabischen Philosophen Ibn Al Arabi (1165-1240) finden sich in seinem ausführlichen Traktat über das Reisen, dem Kitâb Al-Isfâr, zu deutsch: Das Buch der Entschleierung der Auswirkungen des Reisens – einer mystischen und tief religiösen Abhandlung, in der alles, Gott, das Universum, die Seele, im Zeichen der Bewegung steht, einer Bewegung, die das gesamte Buch hindurch stets nur als *Reise* bezeichnet wird. Ich bin kein gläubiger Muslim, ich habe mir das Buch irgendwann einmal in Paris gekauft, weil das Wort *voyage*, auf arabisch *safar*, Plural *asfâr*, darin vorkam, weil es eine zweisprachige Ausgabe war und ich die arabische Schrift so schön finde, und auch, weil mir schon beim flüchtigen Hineinschauen in jenem Pariser Buchladen ein paar Dinge auffielen, die jeden wirklichen Reisenden beschäftigen, mag er nun im 12. oder im 20. Jahrhundert leben. Der Übersetzer, Denis Gril, von dem auch die Einführung stammt, schreibt, daß er das Wort *Auswirkungen* auch mit *Früchte* hätte übersetzen können – einerseits, um das positive Resultat des Reisens hervorzuheben, andererseits aber auch, weil das arabische Wort *natâ'ij* von seiner etymologischen Wurzel her den Gedanken an *Gebären* wachruft, was wiederum auf die geistigen, spirituellen Früchte des Unterwegsseins verweist: Eine Reise, heißt es im Text, nennt man Reise, weil sie den Charakter der Menschen offenbart oder, wenn man es einfacher ausdrücken will für denjenigen, der allein reist: Auf Reisen lernt man sich selbst kennen.

In dieser Einführung fällt aber auch noch ein anderes Wort, das



möglicherweise mit meiner Faszination für Santiago de Compostela zusammenhängt: *siyâha*, Pilgerfahrt. Sie wird so definiert: »Parcourir la terre pour pratiquer la méditation – *i'tibâr* – et se rapprocher de Dieu«, in der Welt herumreisen und meditieren und Gott näherkommen. Letzteres wäre für mich eine Prätention, wenn ich hier allerdings das Wort Gott durch Rätsel ersetze, wage ich es zu unterschreiben.

Wie entwickelt sich so etwas? Eines Tages, und ich weiß, wie romantisch und altmodisch das klingt, aber in meinem Leben hat es sich so abgespielt, habe ich einen Rucksack gepackt, Abschied von meiner Mutter und den Zug nach Breda genommen und mich eine Stunde später – jeder weiß, wie groß die Niederlande sind – an der belgischen Grenze an den Straßenrand gestellt und den Daumen hochgestreckt; und damit habe ich eigentlich nie mehr aufgehört. Jeder meditative Gedanke, jede metaphysische Prätention war mir in diesem Augenblick sehr fern, diese Dinge kommen erst später, im Grunde ist es wie bei der Gebetsmühle der Tibeter: Die Bewe-

gung geht dem Gedanken voraus. Anders ausgedrückt: Ich habe nie mehr aufgehört, mich zu bewegen, und nach und nach habe ich angefangen, dabei zu denken, und wenn man will, dann darf man dieses Denken Meditieren nennen.

Ich möchte mich hier nicht ausführlich über die Essenz des Reisens verbreiten, doch zwei Dinge sind mir wichtig: Wer ständig reist, ist stets irgendwo anders – das gilt für einen selbst – und damit stets abwesend – das gilt für die anderen, die Freunde; denn für sich selbst ist man zwar »irgendwo anders« und damit auch irgendwo *nicht*, aber man ist auch ständig und immer irgendwo, nämlich bei sich selbst. So einfach das auch klingen mag – es dauert lange, bis man es ganz begreift. Denn da sind immer die anderen, die mit ihrem Unverständnis an einen herantreten. Ich weiß nicht, wie oft ich mir schon Pascals Diktum »Das Unglück in der Welt kommt daher, daß die Menschen es keine vierundzwanzig Stunden in ein und demselben Raum aushalten« habe anhören müssen, bis mir langsam klar wurde, daß im Grunde ich es war, der immer zu Hause war, das heißt: bei mir selbst. Doch dieses reisende Selbst wurde immer wieder mit den Fragen der Daheimgebliebenen konfrontiert, wobei eine Frage bei jedem Interview zwanghaft wiederkehrte, und zwar so oft, daß ich nicht mehr weiß, wie viele Antworten ich dazu erlogen habe: »Warum reisen Sie, warum reisen Sie soviel?«, und dann, beschuldigend: »Ist das eine Flucht?«, womit dann gemeint wurde und wird: eine Flucht vor sich selbst, wobei ich dann wiederum ein dämonisches, pathetisches, zerrissenes Selbst sehe, das mich ständig von neuem in die Wüste oder aufs Meer hinausjagt, denn die wirkliche Antwort, die etwas mit Lernen und Meditieren, mit Neugier und Perplexität zu tun hat, ist nicht spektakulär genug.

1993 schrieb ich ein Vorwort zu einem kleinen Buch mit dem Titel *De koning van Suriname* (»Der König von Surinam«). Es versammelt meine allerersten, in den fünfziger Jahren geschriebenen Reisegeschichten, die entstanden sind, als ich als Matrose nach Surinam fuhr. Darin heißt es:

»Auch Reisen ist etwas, was man lernen muß, es ist eine fortwährende Interaktion mit anderen, bei der man gleichzeitig allein ist. Darin liegt auch das Paradox: Man reist allein in einer Welt, die von anderen gemanagt wird. Sie sind diejenigen, denen die Pension gehört, in der du ein Zimmer möchtest, die entscheiden, ob für dich noch Platz in dem Flugzeug ist, das nur einmal in der Woche geht, sie sind diejenigen, die ärmer sind und an dir etwas verdienen können, sie sind diejenigen, die mächtiger sind, weil sie dir einen Stempel oder ein Papier verweigern können, sie sprechen Sprachen, die du nicht verstehst, sie stehen neben dir auf einer Fähre und sitzen neben dir im Bus, sie verkaufen dir etwas zu essen auf dem Markt und schicken dich in die richtige oder die falsche Richtung, manchmal sind sie gefährlich, meist jedoch nicht, und das alles mußt du lernen: was du tun mußt, was du nicht tun darfst und was du unter keinen Umständen tun darfst; du mußt lernen, mit ihrer Betrunketheit umzugehen und mit deiner eigenen, du mußt in der Lage sein, eine Geste und einen Augenaufschlag zu erkennen, denn so allein du auch reist, du wirst immer von anderen umgeben sein; von ihren Blicken, ihrer Annäherung, ihrer Verachtung, ihrer Erwartung, und überall ist es anders, und nirgendwo so, wie du es gewöhnt warst in dem Land, aus dem du kommst. Dieses langsame Erlernen dessen, was ich später einmal in Birma und Mali, in Persien und in Peru brauchen sollte, hat da begonnen, und auch das wußte ich damals noch nicht. Ich war zu sehr damit beschäftigt, mich in der Flut der Eindrücke zu behaupten, ich hatte keine Zeit, um über mich nachzudenken, ich reiste und schrieb wie einer, der noch nicht reisen und schreiben konnte. Nur schauen konnte ich bereits, und ich versuchte, das Gesehene mit Worten zu umkreisen, ich hatte keine Theorien über die Welt, an denen ich die verwirrende Wirklichkeit, die ich um mich herum sah, überprüfen konnte, und all das, was ich noch nicht konnte, tritt in diesen Geschichten deutlich zutage.« Vielleicht ist es so, daß der wahre Reisende sich stets im Auge des Sturms befindet. Der Sturm ist die Welt, das Auge ist das, womit

er die Welt betrachtet. Aus der Meteorologie wissen wir, daß es in diesem Auge ruhig ist, vielleicht so ruhig wie in einer Mönchszele. Wer lernt, mit diesem Auge zu schauen, lernt vielleicht auch, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, und sei es nur, weil er sieht, worin sich Dinge und Menschen unterscheiden und worin sie sich gleichen. Baudelaire hat geschrieben, daß Reisende fortgehen, um fortzugehen, und er hat auch über die falschen Vorstellungen geschrieben, die sie sich bei diesem Fortgehen machen, sowie über das »bittere Wissen«, das ihnen von ihren Reisen bleibt, über »die kleine, eintönige Welt, die uns gestern, heute, morgen ein Bild unserer selbst vor Augen hält: eine Oase des Schreckens in einer Wüste der Langeweile«. Doch wenn man es so sehen will, dann ist vielleicht gerade jener, der daheim bleibt in der vertrauten Anekdote des täglichen Lebens, derjenige, der flüchtet, weil er dieses bittere Wissen nicht ertragen kann. Mir kommt es nicht darauf an, wer hier der Held ist, sondern wer das tut, was seine Seele ihm aufträgt – um welchen Preis auch immer.

Irgendwann einmal, als ich noch nicht wissen konnte, was ich jetzt weiß, habe ich mich für die Bewegung entschieden, und später, als ich mehr wußte, habe ich begriffen, daß ich in dieser Bewegung die Ruhe finden konnte, die man fürs Schreiben braucht, daß Bewegung und Ruhe einander in einer Einheit der Gegensätze im Gleichgewicht halten, daß die Welt mit all ihrem Drama und ihrer närrischen Schönheit und ihrem atemberaubenden Wirbel von Ländern, Menschen und Geschichte selbst eine Reisende ist in einem ständig reisenden Universum, eine Reisende auf dem Weg zu neuen Reisen, oder, wie Ibn Al Arabi sagt: »Sobald du ein Haus siehst, sagst du, hier will ich bleiben, aber kaum bist du dort angekommen, hast du es schon wieder verlassen, um dich auf den Weg zu machen.« Über den Weg als Schicksal, Berufung oder Verlockung habe ich einmal ein Gedicht¹ geschrieben, das versucht, diese ewige zyklische Bewegung wiederzugeben. Es heißt daher auch

1 Deutsch von Ard Posthuma.

Weg

Ich bin der Weg.

Ich ziele wie ein Pfeil
auf die Ferne,
aber in der Ferne
bin ich
weg.

Wenn du mir folgst,
hierher, dorthin, hierher,
findest du hin,
wie auch immer.

Weg ist weg.

(1996)

Cees Nooteboom

Nootebooms Hotel 2

Vor zwanzig Jahren geschrieben, und nichts hat sich geändert. Noch immer baue ich an meinem Hotel, diesem nicht existierenden Gebäude, das nur in meinem Kopf existiert, dem Hotel der nahen und der fernen Welt, der Stadt und der Stille. Nicht existierende Fenster, die Ausblick bieten auf Hintergärten und Betonplätze, auf Parks und Wüsten. Die Betten schweben, die Mauern bestehen aus dem Stoff der Träume, die Telefone sprechen ausschließlich miteinander, die Zimmer sind aus Luft, und in jedem dieser Zimmer habe ich geschrieben, Bücher, Briefe, Notizen, Geschichten. Über Städte und Gedichte, über Bücher und Ausstellungen, über Reisen und Fotos. In einem nomadischen Leben habe ich – vielleicht – gelernt, wer ich bin und wer ich nicht bin. Heute morgen, im ersten Januarmonat dieses Jahrhunderts, las ich von einer jungen polnischen Künstlerin, die in Amsterdam wohnt und mit einem Projekt beschäftigt ist, das sie »Entsagung« nennt und das daraus besteht, daß sie in dieser Stadt in den kommenden sechzig Tagen jeden Tag in einem anderen Hotel schlafen will, als Übung im Entsagen, eine *exercitio spiritualis*, die Ignatius von Loyola, der Himmel mag es wissen, gutgeheißsen hätte. Ob ich das Absichtsvolle dieses Unterfangens ertragen könnte, weiß ich nicht, ich habe eher das Gefühl, mein Leben lang etwas Ähnliches getan zu haben, allerdings fast aus Versehen, einfach indem ich meinem Stern gefolgt bin. Dennoch berührte es mich, wie ein Gesicht mitten in einer anonymen Menge einen berühren kann, ein Blick, der sich in deinem verhakt, jemand, mit dem einen etwas Grundlegendes verbindet, ohne daß es je ausgesprochen wird. Vielleicht ist Nomade ein Ehrentitel, den ich mir nicht anmaßen darf, ich bin kein Tuareg, kein mittelalterlicher Pilger, der zu Fuß nach Jerusalem oder Santiago geht, kein australischer Ureinwohner, der durch die maßlose Leere der Wü-